

**KLAUS  
MANN**



*Berlin  
war meine  
Stadt*

**BeBra Verlag**



KLAUS MANN

*Berlin war  
meine Stadt*

Herausgegeben und mit einem Vorwort  
von Frank Träger

BeBra Verlag



# INHALT

Vorwort 6

## **Flucht nach Berlin**

Romantik der Berliner Unterwelt 14

Erste Bekanntschaften mit der Metropole 32

Berliner Theaterkritiken 42

## **Ankommen in Berlin**

Beginn der literarischen Laufbahn 48

Berlin bei Nacht 75

Unzucht zwischen Männern 80

Reflexionen über Europa 81

Drogenrausch am Kurfürstendamm 97

## **Flucht aus Berlin**

Erfahrungen eines Exilierten 112

Quellenverzeichnis 142

Über den Herausgeber 143

# VORWORT

»Freiheit ausleben, Freiheit verteidigen!«

Nach diesem unerklärten Motto lebte Klaus Mann stringent. Dies macht ihn bis zum heutigen Tag zum Vorbild einer heterogenen Leserschaft, bei Weitem nicht nur der queeren. Er trägt sein schwules Sosein »als ein Adelszeichen« (Grete Weil). Einen ganz besonderen Raum zum Ausleben dieser Freiheit findet Klaus Mann im Berlin der Zwischenkriegszeit. Der älteste Sohn Thomas Manns wird am 18. November 1906 in München geboren. Da sich der Besuch des Wilhelmsgymnasiums seiner Heimatstadt problematisch gestaltet, wird Klaus auf die 1910 von Paul Geheeb gegründete reformpädagogische Odenwaldschule geschickt. Eine wichtige Erfahrung beschert ihm und seiner älteren Schwester Erika eine heimliche Reise nach Berlin im Jahr 1923. Die Eltern wännen sie eigentlich auf einem Bildungstrip nach Weimar. Er ist berauscht von dieser Stadt, vor allem von ihrem sich rasant entwickelnden Westteil und zieht im Jahr darauf mit Erika in die Uhlandstraße 78. Ihre Vermieterin Hedwig Schmidt wird zur »intimen Freundin«, die den beiden einiges nachsehen muss.

Zwischen 1924 und 1933 verlebt er hier turbulente Jahre, die von dem ruhelosen Künstler jedoch immer wieder durch lange Auslandsaufenthalte unterbrochen werden. Klaus Manns Zeit in Berlin findet sich literarisch in seinen beiden Autobiografien, seinen Romanen und Theaterkritiken wieder, aus denen in diesem Buch Auszüge vorgestellt werden, ohne dabei den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Besonders aufschlussreich und darüber hinaus eine mitreißende Lektüre ist seine Autobiografie »Der

Wendepunkt«, die er im Exil auf Englisch schreibt (»The Turning Point«, New York 1942) und dessen deutsche Ausgabe er erst kurz vor seinem Tod im April 1949 fertigstellt. Sie gibt uns nicht nur Einblicke in Klaus Manns komplexe Gefühls- und Gedankenwelt, sondern ist vor allem ein Bericht über die politische und gesellschaftliche Lage zu jener Zeit von einem scharfen Beobachter, der sich nicht scheut, selbst aktiv zu werden – sei es mit der Schreibmaschine oder in der Uniform der US-Army. Aus diesem Verständnis seiner Autobiografie als literarisches Phänomen und Porträt seiner Zeit werden in diesem Band einige Auszüge aus »Der Wendepunkt« versammelt, die besonders seine Zeit in Berlin betreffen.

Klaus Manns erste Autobiografie erschien jedoch bereits 1932 unter dem Titel »Kind dieser Zeit«. Sie umspannt die Jahre 1906 bis 1924 und ist seinem Jugendfreund Ricki Hallgarten gewidmet. In den wenigen Monaten bis das Buch 1933 vom NS-Regime verboten wird, befriedigt es die Neugierde einer breiten Leserschaft, die gerne die Anekdoten eines Sohnes aus berühmter Familie lesen. Die Kombination aus beiden Autobiografien ermöglicht uns einen differenzierten Blick auf den Schriftsteller und seine Erlebnisse in der Metropole: In »Kind dieser Zeit« erzählt Klaus Mann von seiner Vorfreude auf Berlin und seinen ersten – nicht nur guten – Erfahrungen in und mit der Stadt. Jahre später beschreibt er in »Der Wendepunkt« noch einmal rückwirkend die Gefühlslage nach seinem ersten Besuch der Metropole 1923. Der damals erst 16-Jährige schwärmt: »Ich war im siebenten Himmel. In Berlin zu sein bedeutete an sich schon erregendes Abenteuer. [...] Berlin war meine Stadt. Ich wollte bleiben. Aber wie?« Bruder und Schwester geben sich hier ausgiebig dem unerschöpflichen Nachtleben der Metropole hin, bis es wieder zurück nach München geht. Im Vergleich schneidet seine Heimatstadt nicht gut ab: »Ich hielt Mün-

chen für die dümmste, langweiligste und provinziellste Stadt der Welt, wahrscheinlich, weil es die einzige war, die ich kannte. [...] Die Münchener ihrerseits waren davon überzeugt, dass Berlin von einer Bande jüdischer Schieber und bolschewistischer Agitatoren regiert werde.«

Der eigentliche Beginn seiner Berliner Zeit lässt nicht lange auf sich warten. Im Herbst 1924 – mit gerade mal 18 Jahren – erhält er dort eine erste feste Anstellung als Theaterkritiker beim »12 Uhr Blatt«, wovon einige Kostproben in diesem Band versammelt sind. Sein Verriss der Aufführung »Der lustige Thoma-Abend« von 1924 am Steglitzer Schlosspark-Theater gipfelt in der Behauptung, dass die Aufführung an seinem Münchener Gymnasium allemal die bessere gewesen sei. Fortan lebt er als freier Schriftsteller und zeitlebens ohne festen Wohnort.

Noch ist er bemüht zu verschweigen, dass er der Sohn Thomas Manns ist. Seine »lyrisch-analytischen Skizzen«, die er der Berliner »Weltbühne« sendet, kommen an. Doch der gleichermaßen berühmte wie umstrittene Herausgeber Siegfried Jacobsohn kommt Klaus Mann auf die Schliche: Er findet heraus, dass Klaus – der eigentlich anonym bleiben will – der Sohn von Thomas Mann, eines der bedeutendsten Literaten des Reiches, ist. Von nun an ist er vor allem »der Sohn von ...«. Dies erweist sich als eine sehr ambivalente Lage: Einerseits setzt ihn diese Situation dem Vorurteil aus, den »Vorteil der Geburt« schamlos auszunutzen. Andererseits öffnet ihm diese prominente Sohnschaft Türen, die anderen versperrt bleiben.

Eine wichtige Rolle spielt auch Klaus Manns Jugendfreundin Pamela Wedekind, die Tochter des Dramatikers Frank Wedekind, die ebenso in engem Verhältnis zu seiner Schwester Erika steht und mit der sich Klaus im Juni 1924 verlobt. Die Verlobung wird im Januar 1928 jedoch wieder aufgelöst.



Klaus Manns erster Roman »Der fromme Tanz« aus dem Jahr 1926 gilt als einer der ersten Romane, die das Schwulsein thematisieren. Kritiker bemängeln die Offenheit, mit der die gleichgeschlechtliche Liebe geschildert wird. So heißt es im Roman: »Andreas gab sich dieser Liebe ganz hin, die er nicht als Verirrung empfand. Ihm kam es nicht in den Sinn, sie vor sich zu leugnen, sie zu bekämpfen als ›Entartung‹ oder als ›Krankheit‹. Diese Worte berührten die Wahrheit so wenig, sie kamen aus anderer Welt. Gut hieß er diese Liebe vielmehr ganz und gar, er lobte sie, wie alles, was Gott gab und verhängte.« Mit seinem Statement »Unzucht zwischen Männern« von 1929, in der Spätzeit der Weimarer Republik, manifestiert der Autor seine Einstellung.

Wie sein Romanheld Andreas reist Klaus Mann im Frühjahr 1925 nach Paris. Berlin scheint mehr und mehr eine Zwischenstation auf dem Weg in die Metropole an der Seine zu sein. Doch auch hier hält er es nicht lange aus: Anfang 1927 begibt er sich mit seiner Schwester Erika auf eine Weltreise. Vor allem in den USA werden sie als die »Literary Mann Twins« gefeiert und genießen den Bonus, die Kinder Thomas Manns zu sein.

Zurück in Berlin quartiert sich Klaus in der Pension Fasaneck, unmittelbar an der Kreuzung Kurfürstendamm / Fasanenstraße ein. Das Lebensgefühl der Ruhelosigkeit und seine Zeit in Hotels und Pensionen fließen in den Roman »Treffpunkt im Unendlichen« aus dem Jahr 1932 ein. Auch hier trägt der schreibende Protagonist autobiografische Züge und befasst sich mit den Themen Drogen, Todessehnsucht und Liebe, von denen das Leben Klaus Manns ebenso geprägt ist. Das hindert den Autoren jedoch nicht an einer wachen Projektion der Entwicklung in Deutschland und dessen Hauptstadt kurz vor der Machtübernahme Hitlers.

Dieses Ereignis ist für Klaus Mann und die Seinen eine existenzielle Zäsur. Die Deportation in das München nahegelegene KZ Dachau wäre ihm aus gleich mehreren Gründen sicher gewesen: aufgrund seiner sexuellen Orientierung, seiner liberalen politischen Einstellung und als Nachkomme einer Familie jüdischer Herkunft mütterlicherseits. Gerade rechtzeitig emigriert er: »Am Morgen des 30. Januar 1933 verließ ich Berlin früh am Morgen, wie von böser Ahnung fortgetrieben. [...] Ich verließ Berlin, ohne Abschied genommen zu haben.« Klaus Manns Mutter Katia bringt ihre Erleichterung darüber zum Ausdruck: »Im Grunde wollte ich recht froh sein, euch alle außerhalb dieses durchaus gottverlassenen und unseligen Landes zu wissen, und zumal Berlin muss doch ein recht grausiger und vielfach gefährlicher Aufenthalt sein – male es mir ungern aus.« Auch Klaus Bruder Golo formuliert später: »Nie lebte Klaus intensiver, angespannter, tätiger, als in den ersten Jahren der Emigration; darum wohl auch: nie glücklicher«.

Aus dem Dandy wird ein umtriebiger politischer Aktivist. Mit der Zuspitzung der politischen Lage lässt sich auch in Klaus Manns Texten eine starke Politisierung erkennen und es wird deutlich, wie sich der Schriftsteller vom zarten Abenteurer zum antifaschistischen Kämpfer entwickelt. Neben seinem literarischen Schaffen versucht Klaus Mann die antinazistischen Kräfte des Exils zu bündeln, u. a. mit der literarischen Monatsschrift »Die Sammlung«. Als ihm die Aussichtslosigkeit des Widerstandes mit literarischen Mitteln bewusst wird, greift er zur Ultima Ratio: Er wird von Dezember 1942 bis September 1945 Teil der US-Army und kämpft gegen die NS-Diktatur.

Nach dem Krieg kommt Klaus Mann noch dreimal nach Berlin – als US-Soldat im September 1945 und ein letztes Mal im Frühjahr 1948, nur ein Jahr vor seinem Tod. Während seines

zweiten Aufenthalts in Berlin im Mai 1946 besucht Klaus Mann am Deutschen Theater Berlin eine Aufführung von Carl Sternheims »Der Snob«. Einer der Schauspieler ist der frühere Freund und Schwager, der ehemalige »Generalintendant der Preußischen Staatstheater« und Staatsrat während der NS-Zeit Gustaf Gründgens. Klaus Mann muss erleben, wie die Zuschauer »ihren« Gründgens mit Ovationen feiern. Das Publikum applaudiert einem Mann, der einerseits keine NS-Propaganda-Stücke aufgenommen und Schauspieler jüdischer Herkunft oder deren Ehepartner durch seinen Einfluss gerettet hat und sich andererseits dem NS-Regime ohne wirkliche Not als kulturellen Repräsentanten zur Verfügung gestellt hatte. Für Klaus Mann stellt das eines von vielen ernüchternden Erlebnissen seiner Besuche im Berlin der Nachkriegszeit dar. Politische und persönliche Enttäuschungen wie diese in Kombination mit seinem Drogenmissbrauch und dem schon früh vorhandenen Todeswunsch führen schließlich zu seinem tragischen Tod nach Einnahme einer Überdosis an Schlaftabletten am 21. Mai 1949 in Cannes. Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki führt dies auf persönliche Umstände zurück, denn »[Klaus Mann] war homosexuell. Er war süchtig. Er war der Sohn Thomas Manns. Also war er dreifach geschlagen.«

Der Klaus Mann Initiative Berlin e. V. ist es ein Anliegen, die Leistungen des Autors auch heute noch am Leben zu erhalten: Seit dem 20. Juli 2012 ziert ein Denkzeichen das Grab von Klaus Mann auf dem Cimetière du Grand Jas in Cannes. Die Inschrift »Freiheit ausleben, Freiheit verteidigen!« nimmt das unerklärte Lebensmotto des Schriftstellers auf: Klaus Mann lebte als junger Mann seine Freiheit – vielen Konventionen zum Trotz – ganz bewusst aus. Als dieses Gut in Deutschland existentiell bedroht war, stellte er sein

Leben ganz in den Dienst des Kampfes um die Freiheit: zuerst als Schriftsteller, später als Soldat in der US-Armee. Der behauene Naturstein nimmt das Motiv vieler Besucher auf, die nach einem jüdischen Brauch Steine auf das Grab legen. Der Schriftzug »Klaus Mann Initiative Berlin 2012« soll zeigen: Das Werk und die Botschaft des Autors sind weiterhin lebendig und werden auch in der Zukunft gepflegt. Und ganz besonders in Deutschlands Hauptstadt Berlin.

Frank Träger

# **FLUCHT NACH BERLIN**

# ROMANTIK DER BERLINER UNTERWELT

*In diesem Auszug aus seiner Autobiografie »Der Wendepunkt«, deren deutsche Ausgabe er 1949 fertigstellte, beschreibt Klaus Mann zunächst seinen Aufenthalt in der Odenwaldschule in Hessen, die er von September 1922 bis Juni 1923 besuchte und in der er seine ersten homoerotischen Begegnungen hatte. Ein weiteres Thema sind seine heimlichen Ausflüge in das Münchner Nachtleben mit seiner Schwester Erika und seine komplizierte Vater-Sohn-Beziehung. Den »Zauberer« nennt der Schriftsteller seinen übermächtigen Vater, während seine Mutter liebevoll »Mielein« gerufen wird. Die »Romantik der Unterwelt« erfährt er schließlich während seines ersten Berlin-Besuches 1923, der mit einem (katastrophalen) Bühnenauftritt endet.*

Es ist immer dieselbe Unordnung: seit Menschengedenken, das gleiche Leid, die gleiche Lustbarkeit...

Die Tiefen des organischen Lebens sind unordentlich – ein Labyrinth, ein Sumpf der tödlichen Begierde und schöpferischen Kraft. Die Wurzeln unseres Seins reichen hinab ins Trübe, Schlammige, in den Morast von Samen, Blut und Tränen, wo die Orgie der Wollust und Verwesung sich ewig wiederholt, unendliche Qual, unendliche Entzückung.

Siehe, aus wallendem Dunkel hebt sich der Flussgott, der Satyr und Stier, bedeckt mit Schlamm und Schaum, strotzend von Maneskraft, lechzend vor Verlangen, auflachend, schluchzend, bebend in ekstatischer Brunst, unwiderstehlich, unberechenbar, zerstöre-

risches Element, foppender Dämon, zugleich Cherub und Bestie, höchst grauenvoll.

Er ist nicht Amor, der neckisch mit den Spielzeugpfeilen, dem koketten Bogen tändelt. Dieser ist furchtbar, listig und wild, ein reißendes Tier, ein gnadenloser Jäger. Freilich, er ist auch ein Schalksnarr und Komödiant, stets geneigt zu Maskeraden und Gaukeleien. Ja, ich habe ihn in mancherlei Gestalt gesehen: lockend geputzt und in wüster Entstellung. Er hat die stolze Pracht des Pfauenrades – seht, wie es sich schüttelt! wie es geil vibriert!, die schillernde Majestät des Regenbogens, den jungfräulichen Schmelz der Frühlingsblume; er hat den Schlangenblick, das Grinsen der Paranoia, die obszöne Raserei des Epileptikers. Manchmal zielt er sich, erscheint sanft und züchtig, bis aus seinem Flüstern plötzlich der Brunstschrei wird und das holde Lächeln zur Grimasse entartet.

Er ist groß, der Flussgott, der Herr des frühesten Leids, der kreativen Unordnung. Hinter Meisterwerken und Morden, Possen und Tragödien ist er die treibende Kraft. Er befruchtet und er verwüstet, er bringt Glück und Entsetzen, Jauchzen und Zähneklappern. Sein Hauch begeistert das Herz: rhapsodische Worte strömen von den Lippen, die er berührt. Er verwirrt den Sinn: sein Pfad ist bedeckt mit den Spuren von Selbstmord und Verbrechen. Die Satzungen der Logik, Ethik und Ästhetik gelten nicht vor seiner trunkenen Macht. Wer wagt es, sich auf fromme Tradition, sittliche Norm zu berufen, wo die phallische Gottheit autonom regiert? Die Antwort ist ein Gelächter. Der Flussgott spottet unserer Kritik, schert sich um keine Mahnung.

Er ist weder gut noch böse. Er ist die unendliche Energie, die mit selbstherrlich-irrationaler Blindheit unterschiedslos das Böse und das Gute begehrt, umarmt, vernichtet und erzeugt.

Es ist immer die gleiche Unordnung, immer das gleiche lustvoll trübe Leid. Seit Anbeginn der Welt.

War meine Generation – die europäische Generation, die während des Ersten Weltkrieges heranwuchs – unordentlicher und frivoler, als Jugend es im Allgemeinen ist? Trieben wir es besonders liederlich und zügellos?

Die moralisch-soziale Krise, in deren Mitte wir stehen und deren Ende noch nicht abzusehen scheint, sie war doch damals schon in vollem Gange. Unser bewusstes Leben begann in einer Zeit beklemmender Ungewissheit. Da um uns herum alles barst und schwankte, woran hätten wir uns halten, nach welchem Gesetz uns orientieren sollen? Die Zivilisation, deren Bekanntheit wir in den zwanziger Jahren machten, schien ohne Balance, ohne Ziel, ohne Lebenswillen, reif zum Ruin, bereit zum Untergang.

Ja, wir waren früh vertraut mit apokalyptischen Stimmungen, erfahren in mancherlei Exzessen und Abenteuern. Indessen bin ich mir nicht bewusst, jemals »das Laster« kennengelernt zu haben. Ich weiß gar nicht, was das ist, »das Laster«. Einsamkeit und Lust, Hunger, Langeweile, Eifersucht, das sind Realitäten. Aber was ist »das Laster«? Wer definiert mir den Begriff der »Sünde«? Was mich betrifft, so bin ich nie imstande gewesen, diesen hochtrabend-hohlen Abstraktionen irgendeinen Sinn abzugewinnen.

Wir konnten nicht von einer sittlichen Norm abweichen: es gab keine solche Norm. Die moralischen Clichés der bourgeoisen Ära, diese atavistischen Tabus einer zugleich selbstgefällig satten und neurotisch inhibierten Gesellschaft, hatten in den Kriegs- und Revolutionsjahren ihre Autorität und Überzeugungskraft verloren, endgültig, wie wir damals glauben wollten. So gründlich erledigt, so durchaus »passé« erschien uns diese puritanisch-bürgerliche



Sittlichkeit, dass es uns nicht einmal der Mühe wert erschien, uns polemisch mit ihr abzugeben.

Was gab es noch zu »demaskieren« an einer Ethik, deren Falschheit und Schädlichkeit längst durchschaut und angeprangert war? Der wütende Kampf gegen die überalterte Pseudomoral, den die ikonoklastischen Genies des späten neunzehnten Jahrhunderts begonnen hatten, war von der Generation unserer Väter fortgesetzt und vollendet worden: die asketischen Ideale – arg zerzaust von Nietzsche, Whitman, Zola, Strindberg, Ibsen, Wilde – hauchten unter den formidablen Hieben der D. H. Lawrence und Frank Wedekind ihr bedenklich reduziertes Leben aus. Von unseren Dichtern übernahmen wir die Geringschätzung des Intellekts, die Akzentuierung der biologisch-irrationalen Werte auf Kosten der moralisch-rationalen, die Überbetonung des Somatischen, den Kult des Eros. Inmitten allgemeiner Öde und Zersetzung schien nichts von wirklichem Belang, es sei denn das lustvolle Mysterium der eigenen physischen Existenz, das libidinöse Mirakel unseres irdischen Daseins. Angesichts einer Götzendämmerung, die das Erbe von zwei Jahrtausenden in Frage stellte, suchten wir nach einem neuen zentralen Begriff für unser Denken, einem neuen Leitmotiv für unsere Gesänge und fanden den »Leib, den elektrischen«.

Diese Präokkupation mit dem Physiologischen war bei uns nicht einfach Sache des Instinktes oder der Stimmung, sondern hatte programmatisch-prinzipiellen Charakter, was kaum wundernehmen kann, in Anbetracht der alten deutschen Neigung zum Systematischen: hier wird selbst aus Chaos und Wahnsinn ein System gemacht.

Damals freilich, in den Tagen politischer Unschuld und erotischer Exaltation, fehlte uns jede Vorstellung von den gefährlichen Aspekten und Potentialitäten unserer puerilen Sexualmys-

tik. Immerhin konnte ich nicht umhin zu vermerken, dass unsere »Körpersinn«-Philosophie zuweilen von recht unerfreulichen Elementen vorgespant und ausgebeutet wurde. Die Glorifizierung physischer Tugenden verlor für mich jeden Reiz und jede Überzeugungskraft, wenn sie sich mit einem militant-heroischen Pathos verband, was leider häufig der Fall war. Übrigens hatte ich auch durchaus kein Verständnis für den Sportfanatismus, den wir als ein weiteres Symptom – vielleicht das wichtigste! – der damaligen anti-spirituellen Stimmung betrachten müssen. Was fanden die Leute nur so aufregend und wundervoll an Boxkämpfen und Fußball-Matches? Ich begriff es nicht ... Glücklicherweise spielten diese Dinge nur eine geringe Rolle im pädagogischen System der Odenwaldschule.

Indessen hatten einige der jüngeren Knaben doch athletische Ambitionen und vergnügten sich mit Ballspielen, Diskuswerfen und anderen Leibesübungen. Ich sah ihnen gerne zu, wenn sie miteinander rangen oder um die Wette liefen. Vor allem einer war es, dem meine Aufmerksamkeit galt. Sein Name war Uto. Er war kräftig und gewandt, aber bei weitem nicht der Stärkste und Geschickteste unter den Kameraden. Auch besonders hübsch war er wohl eigentlich nicht, keine Lichtgestalt, kein Adonis. Aber ich liebte sein Gesicht. Er hatte das Gesicht, das ich liebe. Man mag für mancherlei Gesichter Zärtlichkeit empfinden, wenn man lange genug lebt und ein empfindendes Herz hat. Aber es gibt nur ein Gesicht, das man liebt. Es ist immer dasselbe, man erkennt es unter Tausenden. Uto hatte dies Gesicht.

Er hätte slawischer Abkunft sein können, mit seinen hochsitzenden, stark hervortretenden Backenknochen und schmalen Augen. Oder vielleicht sah er eher wie ein kleiner Schwede aus, der irgendwie einen Tropfen mongolischen Blutes mitbekommen

hat. Sein helles Haar wirkte zuweilen fast strohig, wie gebleicht und ausgedörrt von zu viel Sonne; aber manchmal erschien es von sehr reicher, weicher Substanz und goldener Tönung. Auch seine Lippen waren oft trocken und aufgesprungen, um dann (es hatte nichts mit der Witterung zu tun, sondern hing wohl eher von Utos Stimmung ab) überraschend aufzublühen und dunkel zu leuchten. Seine Augen hatten die Farbe von Eis – Eis, das im Fluss treibt, schimmernd im Glanz eines Wintermorgens. Sie waren nicht blau, seine Augen, sondern von einem strahlenden Grau, in das sich silbergrüne Lichter mischten. Die Unschuld dieses hellen Blickes war mir süß und erschreckend. Es gibt eine stählerne Helligkeit, eine matinale Transparenz, die tiefer, unergründlicher ist als der purpurne Abgrund der Mitternacht.

Utos Knie waren meist mit Narben bedeckt, was ihm ein kriegerisch verwegenes Aussehen gab. Seine Hände waren rau, mit schön geformten, schmutzigen Fingernägeln. Er trug den Kopf sehr aufrecht.

Ich schrieb Gedichte auf ihn, die er nie zu lesen bekam. Ich redete ihn mit Namen an, die er komisch fand: Ganymed, Narziss, Phaidros, Antinous ... Indessen schmeichelte ihm meine Ergebenheit. Er hielt mich für gelehrt, was ihm Eindruck machte, und für ein bisschen närrisch, was ihn nicht weiter störte. Er war ein guter Junge, bescheiden und sanft, ohne Bosheit; eitel genug, um sich meiner Huldigung zu freuen, doch zu naiv, um den wahren Charakter meiner Leidenschaft zu erkennen.

Er sagte zu mir: »Ich hab noch nie einen richtigen Freund gehabt. Du bist mein erster. Es ist fein, einen Freund zu haben.«

Seine Stirne war glatt und kühl. Er war einsam und ahnungslos, wie die Tiere es sind und die Engel.

Ich schrieb auf einen Fetzen Papier: »Ich liebe dich.«

Er las es, wurde ein bisschen rot (er hatte eine besondere Art, flüchtig, aber intensiv zu erröten und sich dabei das Haar mit einer verlegenen Gebärde aus der Stirn zu schütteln); dann lachte er und steckte das Stück Papier in die Hosentasche. »Donnerwetter«, sagte er, ohne mich anzuschauen. »Das ist gut.« Und plötzlich ganz ernst, mit verständig gedämpfter Stimme: »Natürlich liebst du mich. Freunde sollen einander liebhaben.«

Ich erzählte ihm, dass ich vielleicht bald die Schule verlassen müsse. Meine Eltern hätten mir geschrieben. »Sie wollen, dass ich nach Hause komme. Sie bestehen darauf.«

Er glaubte mir nicht. »Das tust du mir doch nicht an«, sagte er. (Unergründlich diese lichte Nacht seines Blickes!) »Du kannst mich doch nicht einfach hier alleine lassen. Du bist doch mein Freund. Deine Eltern werden das schon verstehen, wenn du's ihnen richtig erklärst.«

Ich hatte ihn belogen. Meine Eltern wollten mich gar nicht zurückhaben; im Gegenteil, ihr Wunsch und Vorschlag ging dahin, dass ich noch ein bis zwei Jahre in der Odenwaldschule bleiben solle, lange genug, um mich dort aufs Abitur vorzubereiten. Aber ich wollte mich nicht aufs Abitur vorbereiten. Ich wollte nicht bleiben. Gewiss, ich hing an Eva, Oda und Ilse, an Paulus, an der schönen Landschaft, an der vertrauten und bestrickenden Atmosphäre der Freien Schulgemeinde. Aber ich wollte nicht bleiben. Ich hatte Angst.

Ich hatte Angst vor dem Gefühl, das mir die Brust mit weher Seligkeit zu sprengen drohte. Ich hatte Angst vor Uto. Er war so stark, so sehr viel stärker, sehr viel leichter als ich. An ihm war alles Kraft und Heiterkeit; es gab keine Probleme für ihn. Mir aber wurde alles zum Problem – undurchdringlich, beklemmend. Ich wagte es nicht, die Winke und Zeichen meines Schicksals zu begreifen.

»Meine Eltern sind sehr eigensinnig«, behauptete ich. »Wenn die sich einmal was in den Kopf gesetzt haben ...«

Was für ein Leid trieb mich fort? Welch neue Unordnung war es, die meiner wartete?

Mielein und der Zauberer waren etwas betroffen über meine plötzliche Rückkehr. Aber schließlich, wenn ich es vorzog, meine Gymnasialstudien in München abzuschließen, warum nicht? Es würde mir vielleicht recht gut tun, ein paar Monate lang Privatstunden zu nehmen, zur Auffrischung meiner ziemlich lückenhaften Kenntnisse.

Ein gelehrtes Fräulein und ein jovialer Professor im Ruhestand wurden als meine Lehrer engagiert. Das Fräulein – eine Verblühte mit Zwicker, hagerer Nase und grauem Teint – tat mir von Herzen leid; der Professor hingegen – sein Name war Geist – ging mir auf die Nerven. Geist war von onkelhafter Aufgeräumtheit, mit rosigger Miene, herzlich dröhnendem Lachen, aber die Augen – sehr kleine Augen hinter dicken Brillengläsern – hatten ein tückisches Funkeln. Geist war mir unsympathisch. Übrigens mochte er mich so wenig wie ich ihn. Zwar tat er freundlich mit mir, klopfte mir auf die Schulter, grinste und schäkerte: »Na, alter Knabe, wieder mal nichts gelernt? Wohl wieder die Nacht durchgebummelt, was? Macht nichts. Sind ja alle mal jung gewesen ...« Aber hinter meinem Rücken ließ er sich anders vernehmen. »Ich mache mir Sorgen um Ihren Klausur«, sprach Geist zu meinen Eltern. Wie einst das ährenblonde Fräulein Thea, so glaubte nun der Professor, Zauberer und Mielein warnen zu müssen. »Dem Jungen fehlt es an den moralischen Grundbegriffen«, behauptete Geist, die Augen tückischer denn je hinter den Brillengläsern. »Kein Pflichtgefühl, keine Disziplin! Das sind die Früchte der modernen Erziehungsmethoden, denen er in der Odenwaldschule ausgesetzt war ...«

Die moralischen Grundbegriffe, die Professor Geist an mir vermisste – wo hätte ich sie finden sollen inmitten allgemeiner Wirrnis und Korruption? War es meine Schuld, dass ich in ein Zeitalter sittlicher und sozialer Anarchie hineingeboren wurde? Das Europa, und besonders das Deutschland der frühen zwanziger Jahre war zugleich erschöpft und hektisch aufgekratzt. Es war nicht Besinnung, wonach diese ausgepumpte, decontenancierte Gesellschaft verlangte; vielmehr wollte man vergessen – das gegenwärtige Elend, die Angst vor der Zukunft, die kollektive Schuld ...

Die Kolossalorgie des Hasses und der Zerstörung ist vorüber! Genießen wir die zweifelhaften Amusements des sogenannten Friedens! Nach der blutigen Ausschweifung des Krieges kam der makabre Jux der Inflation! Welch atembeklemmende Lustbarkeit, die Welt aus den Fugen gehen zu sehen! Haben einsame Denker einst von einer »Umwertung aller Werte« geträumt? Stattdessen erlebten wir nun die totale Entwertung des einzigen Wertes, an den eine entgötterte Epoche wahrhaft geglaubt hatte, des *Geldes*. Das Geld verflüchtigte sich, löste sich auf in astronomische Ziffern. Siebeneinhalb Milliarden deutsche Reichsmark für einen amerikanischen Dollar! Neun Milliarden! Eine Billion! Was für ein Witz! Zum Totlachen ...

Amerikanische Touristen kaufen Barockmöbel für ein Butterbrot, ein echter Dürer ist für zwei Flaschen Whisky zu haben. Die Herren Krupp und Stinnes werden ihre Schulden los: der kleine Mann zahlt die Rechnung. Wer beklagt sich da? Wer protestiert? Das Ganze ist zum Piepen, zum Schießen ist's, der größte Ulk der sogenannten Weltgeschichte! Hat jemand geglaubt, nach dem Kriege werde die Menschheit etwas vernünftiger und brüderlicher werden? War irgendein Deutscher naiv genug, sich eine reinigende Wirkung von der Revolution zu erwarten? Als ob wir überhaupt

jemals eine Revolution gehabt hätten! Alles Schwindel! Alles Illusion!

Die Schieber tanzen Foxtrott in den Palace-Hotels! Machen wir doch mit! Schließlich will man auch kein Spielverderber sein ... Die Herren und Damen duften nach »Khasana« (*made in Germany*: fast so fein wie Coty!); die Band spielt »Ausgerechnet Bananen« – es sind echte Neger, garantiert dunkelhäutig, keine Falle! Wir finden Jazz »fantastisch«, »kolossal«; es ist eine Novität, der letzte Schrei. Hört doch, wie sie schreien: »Eine Miezekatz – hatse – aus Angora mitgebracht – und die hatse, hatse, hatse – mir gezeigt die ganze Nacht ...« Und sonst hatte sie nichts zu tun? Da sind wir doch gewitzter ... Fabelhaft, der synkopierte Rhythmus. Dieses Tempo ... Der Herr dort drüben bestellt schon die dritte Flasche Champagner: muss Valuta haben ... »Komm mit mir nach Brasilien, komm mit mir in die Pampas ...« Ist das ein Shimmy? Na, ist ja ganz egal ... »Dort gründen wir Familien – Weil ich mit dir zusamm' paß ...«

Jeder passt zu jedem, es kommt nicht drauf an. Dieses Mädchen passt zu diesem Jungen ebenso gut wie zum nächsten, und wenn das Fräulein spröde tut (sie hat vielleicht ein Verhältnis mit ihrem Reitpferd oder mit der Köchin), dann kommen die beiden Buben, husch, husch, ganz flott und munter ohne Mädchen aus ... Der Dollar steigt: lassen wir uns fallen! Warum sollten wir stabiler sein als unsere Währung? Die deutsche Reichsmark tanzt: wir tanzen mit!

Millionen von unterernährten, korrumpierten, verzweifelt geilen, wütend vergnügungssüchtigen Männern und Frauen torkeln und taumeln dahin im Jazz-Delirium. Der Tanz wird zur Manie, zur *idée fixe*, zum Kult. Die Börse hüpf, die Minister wackeln, der Reichstag vollführt Kapriolen. Kriegskrüppel und Kriegsgewinnler, Filmstars und Prostituierte, pensionierte Monarchen (mit Fürs-

tenabfindung) und pensionierte Studienräte (völlig unabgefunden) – alles wirft die Glieder in grausiger Euphorie. Die Dichter winden sich in seherischen Konvulsionen; die »Girls« der neuen Revuetheater schütteln animiert das Hinterteil. Man tanzt Foxtrott, Shimmy, Tango, den altertümlichen Walzer und den schicken Veitstanz. Man tanzt Hunger und Hysterie, Angst und Gier, Panik und Entsetzen. Mary Wigmar – jeder Zoll eckige Erhabenheit, jede Geste eine dynamische Explosion – tanzt Weihevolleres, mit Musik von Bach. Anita Berber – das Gesicht zur grellen Maske erstarrt unter dem schaurigen Gelock der purpurnen Coiffure – tanzt den Koitus. Man tanzt in antiken Gewändern, gotischen Rüstungen und mit entblößtem Bauch; man tanzt à la Isadora Duncan, à la Nijinski, à la Charlie Chaplin; man imitiert Indianer, Kongoneger, Südseeinsulaner und die gemarterte Pantomime eingekerkelter Tiere im Zoologischen Garten. Ein geschlagenes, verarmtes, demoralisiertes Volk sucht Vergessen im Tanz. Aus der Mode wird die Obsession; das Fieber greift um sich, unbezähmbar, wie gewisse Epidemien und mystische Zwangsvorstellungen des Mittelalters. Die Symptome der Jazz-Infektion, die Zeichen der hüpfenden Sucht lassen sich im ganzen Land bemerken; am gefährlichsten betroffen aber ist das schlagende Herz des Reiches, die Hauptstadt.

Berlin, zugleich sensitiv und abgebrüht, blasiert und doch stets erpicht auf neue Sensationen, hat das geistig-moralische Klima Deutschlands niemals zu bestimmen und beherrschen vermocht, wie etwa Paris dies in Frankreich tut. Im Gegensatz zur französischen Kapitale ist die deutsche nicht schöpferisch begabt, sondern nur organisatorisch. Es ist ihr Genie und ihre historische Funktion, die Stimmungen und Tendenzen, die in der deutschen Luft liegen, aufzufangen und zu absorbieren, sie dramatisch auf die Spitze zu treiben. Berlin ist das Hirn, in dem die Emotionen und Intuitionen,



die Sehnsüchte und Ressentiments des deutschen Volkes mit wissenschaftlicher Exaktheit und journalistischem Schmiss formuliert werden. Die Metropole kreierte nicht: sie repräsentierte. Wenn das Berlin der Kaiserzeit die aggressive Dynamik des jungen deutschen Nationalismus säbelrasselnd zur Schau gestellt hatte, so spiegelte das Berlin der ersten Nachkriegsjahre mit demselben Eklat die apokalyptische Gemütsverfassung der besiegten Nation.

»Schaut mich nur an!« schmetterte die deutsche Kapitale, prahlerisch noch in der Verzweiflung. »Ich bin Babel, die Sünderin, das Ungeheuer unter den Städten. Sodom und Gomorra zusammen waren nicht halb so verderbt, nicht halb so elend wie ich! Nur hereinspaziert, meine Herrschaften, bei mir geht es hoch her, oder vielmehr, es geht alles drunter und drüber. Das Berliner Nachtleben, Junge-Junge, so was hat die Welt noch nicht gesehen! Früher mal hatten wir eine prima Armee, jetzt haben wir prima Perversitäten! Laster noch und noch! Kolossale Auswahl! Es tut sich was, meine Herrschaften! Das muss man gesehen haben!« –

Ich war noch nicht ganz siebzehn Jahre alt, als ich, 1923, zum ersten Mal nach Berlin kam, zunächst nur auf eine kurze Visite. Die Inflation näherte sich ihrem schwindelerregenden Höhepunkt. Die Stadt erschien zugleich erbarmungswürdig und verführerisch: grau, schäbig, verkommen, aber doch vibrierend von nervöser Vitalität, gleißend, glitzernd, phosphoreszierend, hektisch animiert, voll Spannung und Versprechen.

Ich war im siebenten Himmel. In Berlin zu sein bedeutete an sich schon erregendes Abenteuer! Die prosaischen Avenuen und öden Plätze, alles schien mir zauberhaft belebt, voll von lockendem Geheimnis. Wie köstlich, diese Straßen entlangzbummeln, mit deren Namen sich mir die Vorstellung von sündigem Hochbetrieb und großer Welt verband: Friedrichstraße, Unter den Linden,

Tauentzienstraße, Kurfürstendamm ... Wie faszinierend, in einem der kleinen russischen Restaurants, die es damals an jeder Berliner Straßenecke gab, die dicke Borschtschuppe zu löffeln und sich von einem exilierten Großfürsten bedienen zu lassen!

Die russischen Emigranten, von denen Berlin um diese Zeit wimmelte, übten eine besondere Anziehungskraft auf mich aus. Warum hatten sie fliehen müssen? Waren sie die unschuldigen Opfer bolschewistischer Willkür? Oder hatten sie es ihrerseits arg getrieben, solange sie noch daheim auf ihren Schlössern saßen? Dort mochte es recht grausig-lustig zugegangen sein; man tat sich götlich an Wodka und Kaviar, während die Leibeigenen geknüttet wurden und die Damen sich von dämonischen Popen hypnotisieren ließen. Ja, wer sich mit so barbarisch-provokanter Wildheit amüsiert hatte, dem geschah wohl nur recht, wenn er dann das bittere Brot der Verbannung essen musste ... Übrigens konnte ich nicht umhin, mich zu fragen, ob das Leben im Exil eigentlich wirklich so sehr bitter sei. Hatte es nicht auch seine Reize, bei aller Gefahr und Unbequemlichkeit? Das Abenteuer begann mit der Flucht aus Moskau. Man verkleidete sich als Bettelmönch, um von der blutigierigen roten Geheimpolizei nicht erkannt zu werden. Nach mühevoller, aber doch auch wieder spannender Wanderung – meist bei Nacht, auf schneebedeckten Pfaden – erreichte man schließlich Warschau oder Konstantinopel. Nichts gerettet, außer dem nackten Leben – und ein paar Diamanten von unermesslichem Wert! Durch den Verkauf der Juwelen (ein Hochzeitsgeschenk der Zarin: man trennt sich ungern davon!) verschafft man sich genügend Kapital, um nun unverweilt die beliebte Teestube in Berlin aufzumachen. Oder versucht man es mit einem Modesalon in Nizza, einem Bordell in Shanghai? Freilich, es mochte oft recht irritierend sein, dies Nomadenleben von Land zu Land, von einem

Erdteil zum anderen, immer gehetzt vom Heimweh nach Mütterchen Russland und von den Agenten der furchtbaren GPU; aber es hatte doch auch seinen Charme, seinen romantischen Zauber, das unsichere und riskante, abwechslungsreiche, gefahrenreiche, mondän-kosmopolitische Dasein der Emigranten. In das Mitleid, das ich für die flüchtigen Prinzen und Professoren aus Moskau, Kiew und St. Petersburg empfand, mischte sich eine andere Emotion: etwas wie Eifersucht, ein irrationaler und absurder Neid.

Von ganz ähnlicher Art waren meine Gefühle angesichts der Prostituierten, die allabendlich mit preußischer Disziplin die Tauentzienstraße entlangmarschieren. Ich konnte keine der bunten Damen betrachten, ohne innerlich aufzuseufzen: »Armes Ding! Was für ein Leben sie führt!« Aber solche Reaktion war künstlich und konventionell; der Seufzer kam nicht von Herzen. Ehrlicher war der kleine Junge, der – von den Erwachsenen gefragt, ob er es schön finde, dass die Affa einen so großen Busen habe – mit Ernst und Präzision erwiderte: »Schön find ich's grad nicht, aber ich seh's gern!« Mit den Berliner Huren ging es mir ebenso. Schön fand ich sie nicht gerade; aber es machte mir unendliches Vergnügen, ihrer grellen Prozession zuzuschauen.

Manche von ihnen waren kindlich jung, während andere die tiefen Furchen um Mund und Augen mit keiner Schminke mehr kaschieren konnten. Es gab frierende kleine Mädchen im abgeschabten Mäntelchen, stolze Kokotten im Pelz, üppige Blondinen mit gemütlich rheinischem Akzent, fescche Jüdinnen mit einladend feuchtem Blick. Es gab Weiblichkeit in jeder Preislage, für jeden Geschmack, selbst für den ausgefallensten. Einige der Damen – grimmige Matronen in streng-geschnittenen Kostümen – fielen durch hohe Stiefel aus rotem oder grünem Leder auf. Es war eine dieser Gestiefelten, die mir zu meinem Entzücken heiser zuflüs-

terte: »Magste Sklave sein?«, wozu sie auch noch eine Reitgerte an meiner Wange vorbei durch die Luft zischen ließ. Ich fand das wundervoll.

Die Romantik der Unterwelt war unwiderstehlich. Berlin – oder vielmehr, der Aspekt von Berlin, den ich sah und den meine Naivität für den einzig wesentlichen, einzig charakteristischen hielt – enthusiastierte mich durch seine schamlose Verruchtheit. Berlin war *meine* Stadt! Ich wollte bleiben. Aber wie? Das dumme Geldproblem!

Arbeiten? Warum nicht ... Aber Geschirrwaschen oder den Liftboy spielen, dergleichen kam nicht in Frage. Die Stellung, nach der ich suchte, sollte nicht nur einträglich sein, sondern auch amüsant. Wie wäre es mit einem Engagement in einem der »literarischen« Tingeltangel, die damals wie Pilze aus dem Asphalt der Metropole schossen?

Ich wurde bei einem meiner neuen Freunde vorgestellt: Paul Schneider-Duncker hieß er, ein Favorit der deutschen Kleinkunsthöhle. »Paulchen«, sprach ich zu ihm, beinahe drohend, »du bist doch mein Freund? Na also, jetzt kannst du mir's mal beweisen. Ich will im ›Tü-Tü‹ auftreten, du weißt doch, das neue Cabaret in der Kantstraße. Kennst du die Leute dort?«

»Aber gewiss doch«, grinste Paulchen, überraschend bereitwillig. »Wird mir ein besonderes Vergnügen sein!« Trippelte zum Telefon, ließ sich mit der Direktion des »Tü-Tü« verbinden und plauderte animiert drauflos: »Bist du das, Else? ... Danke schön, mir geht's mittelpfiffig ... Aber was ich dir sagen wollte: Ich hab hier eine ganz große Sache für dich ... ja, für dein Eröffnungsprogramm heute Abend ... Ein junger Dichter ... ja ... ein richtiges Genie! Rezitiert seine eigenen Verse – stell dir vor: alles selbst gedichtet! Einfach knorke! ... *Natürlich* kannst du ihn brauchen ... Na, ist

doch selbstverständlich ... selbstredend ... selbstmurmelnd ..., Also schön, er kommt heut Abend ...«

Ich war außer mir vor Entzücken.

Der Rest des Tages ging mit der Jagd nach einem Smoking hin; auch Lackschuhe und ein gestärktes Hemd mussten aufgetrieben werden. Mir blieb keine Zeit, über mein Repertoire nachzudenken. Abends erschien ich im »Tü-Tü«, eine halbe Stunde vor Beginn der Premiere, zitternd vor Nervosität im geborgten Staat.

Ich fand die Frau Direktor in ihrer Garderobe, eifrig mit Rouge und Wimperntusche beschäftigt.

»Hier bin ich!« Mein fröhlicher Ausruf mag etwas forciert geklungen haben.

»Sehr erfreut«, sagte sie mit unbewegter Miene. Und, nach einer Pause, ohne sich nach mir umzusehen: »Mit wem habe ich das Vergnügen?«

Ich erinnerte sie an ihr Telefongespräch mit meinem Freund Schneider-Duncker, woraufhin sie langsam den Kopf nach mir drehte und einen eisigen Blick über mich hingehen ließ. »Also so sieht ein Genie aus«, sagte sie schließlich mit einem Achselzucken. »Na schön.« Dann wandte sie sich wieder ihrem Schminktisch zu.

Ich beobachtete sie, wie sie ihr hageres, strenges Gesicht mit farbigen Stiften traktierte. Offenbar hatte sie meine Gegenwart durchaus vergessen. Ich räusperte mich diskret; sie blieb in den Anblick ihres Spiegelbildes vertieft, das sich allmählich verschönte. Ich ließ noch ein paar Minuten vergehen, ehe ich sie mit gedämpfter Stimme an mein Dasein erinnerte: »Entschuldigen Sie, gnädige Frau ...«

»Immer noch das Genie? Ich dachte, Sie sind längst auf der Bühne.« Sie sprach fast ohne die frisch-geschminkten Lippen zu

bewegen, starren Gesichts in den Spiegel hinein. »Sputen Sie sich, junger Mann! Sonst versäumen Sie Ihre Nummer.«

»Schon ...?«, fragte ich, plötzlich atemlos. Ich spürte kalten Schweiß auf der Stirne und ein Beklemmungsgefühl in der Magen-gegend. »Sie kommen als Erster dran«, erklärte die Frau Direktor mit scharfer Stimme. »Wenn Sie nichts dagegen haben. Wollen Sie jetzt bitte so gut sein, mich allein zu lassen. Der Inspizient zeigt Ihnen den Weg zur Bühne.«

Auf was hatte ich mich da eingelassen? Aber nun gab es kein Entrinnen mehr; alles spielte sich mit furchtbarer Geschwindigkeit ab, wie in einem Albtraum. Da ist die Bühne (›Was tu ich hier? Wie bin ich hergekommen?‹) und da ist der Vorhang – ein schwerer Vorhang aus grünem Samt mit reicher Stickerei ... Solange der Vorhang da ist, kann mir nichts geschehen: ich bin in Sicherheit ... Aber nun hebt er sich – und da ist die Leere, das schwarze Loch, der Abgrund ...

Ich soll ein Gedicht aufsagen, in den Abgrund hinein ... Mit welchem fang ich nur an? Zunächst sage ich einmal: »Guten Abend, meine Damen und Herren!« Dazu mache ich einen Diener. Die Verbeugung muss ungeschickt ausgefallen sein: es wird gelacht; ein böses Meckern kommt aus der schwarzen Tiefe.

Mit heiserer Stimme murmele ich eine meiner kecken Balladen. Es ist die von der kleinen Herzogin Suzanne, die eine Schwäche für Matrosen hat. Keine Hand rührt sich, da ich meine Rezitation beendet habe.

Nach kurzem, angstvollem Zögern entschlief ich mich zu einer zweiten Nummer. »Das Schminkeli«, rufe ich gepeinigt aus. »Ich möchte jetzt, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, mein kleines Lied von der Schminke zum Vortrag bringen.« Woraufhin ich hastig beginne: »Mögen Sie auch – mögen Sie auch – mögen Sie